

Recht verwandle und nur den Schwächeren verpflichte. Man behaupte, wer die Hand gegen seine Eltern erhebe, dem verdorrene sie, man solle im Gegenteil sagen: „Hut ab vor diesem kleinen Helden — Verachtung für seine Unterdrücker!“ Solche Auflehnung scheine nicht vernünftig zu sein, aber sie sei edel und moralisch. Das Kind habe das Recht, nicht geboren zu werden. Niemand habe ein Recht, Kinder in die Welt zu setzen, damit sein Leben einen Sinn bekomme. Er solle sonstwie für die Gemeinschaft arbeiten. Das Kind schulde den Eltern keine Dankbarkeit, die Eltern aber hätten die Pflicht, so gut wie möglich für ihre Sprößlinge zu sorgen und vor ihrer Persönlichkeit Achtung zu haben.

In der Schlußsitzung war beantragt worden, eine Resolution zu Gunsten der Angleichung des österreichischen Eherechts an das reichsdeutsche anzunehmen. Dagegen protestierte der Russe Dr. Bakkis: das deutsche Eherecht sei ein bürgerliches Recht, eine Halbheit; er beantrage, an den Beschlüssen der Londoner Tagung festzuhalten und vollständige „Ehereform“ zu verlangen. Der Vorsitzende, Dr. Magnus Hirschfeld (Berlin), meinte, das habe keinen Sinn, der Sprung von Österreich nach Rußland sei zu groß. Helfen könne der Kongreß nur, wenn er nichts Unmögliches verlange. Der Russe ließ nicht locker, aber aus dem Publikum wurde gerufen: „Darüber haben doch wir Österreicher zu bestimmen und nicht die Ausländer! Es ist ja ein Unsinn, so etwas zu verlangen!“ Hirschfeld ließ abstimmen, und die überwältigende Mehrheit war für die gemäßigte Fassung. Als der Russe sich auch dann noch nicht zufrieden gab, erklärte Hirschfeld, dem der ganze Zwischenfall sichtlich sehr unangenehm war, alle weitere Auseinandersetzung hierüber müsse vertagt werden. Und so war das letzte Bild, das der schöne Saal dieses wahrlich nicht schönen Kongresses darbot, dieses: der Russe redete lebhaft mit geballten Fäusten auf den verzweifelt herumschauenden und von all seinen Getreuen umringten Magnus Hirschfeld ein. Aber die innere Richtung des Kongresses ging im ganzen doch zweifellos

auf die Verwirklichung einer Schrankenlosigkeit, die bis heute nur in Sowjetrußland Tatsache geworden ist.

Georg Bichlmair S. J.

Philosophia perennis

Einerlei, wie man von den heute sich überstürzenden Festschriften denken mag; einerlei, ob man mit Harnack die darin veröffentlichten Beiträge Katafombenbeisetzungen nennen will: die Idee der *Philosophia perennis*, die überwältigend in den beiden stattlichen Bänden der Geyser-Festschrift¹ zum Ausdruck kommt, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der behandelten systematischen und historischen Weltanschauungsfragen, die einmütige Zusammenarbeit von 68 Gelehrten der verschiedensten Sprachgebiete, Hochschulen und Orden, die organische Verbindung der konservativen und fortschrittlichen Gedankenmotive sind etwas so Bedeutsames, daß wir demgegenüber freudig bewegt die Einzelkritik einstweilen ganz zurückstellen können.

Raum je ist die Lebenskraft der Neuscholastik so machtvoll in die Erscheinung getreten. Vergebens suchen die modernen philosophischen Parteien — das Wort klingt hart und unakademisch, und doch drängt es sich bei näherem Einblick in die Wirklichkeit auf — ihre Jünger um sich zu scharen. Zeitweilig ist es auch so bedeutenden Köpfen, wie Windelband, Cohen, Boutroux, Bergson, Croce, Gentile, Husserl, Heidegger gelungen, Schulen zu bilden, eine bestimmte Problematik zu schaffen, bedeutsame Lösungsversuche zu geben. Wir haben die Vorzüge dieser Art zu philosophieren, in diesen Heften bereitwillig anerkannt. Aber die Kurz-

¹ *Philosophia perennis*. Abhandlungen zu ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Festgabe Josef Geyser zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von F. J. v. Rintelen. gr. 8° I. Band: Abhandlungen über die Geschichte der Philosophie (XVIII u. 526 S.). II. Band: Abhandlungen zur systematischen Philosophie (X u. 527—1244). Regensburg 1930, Josef Habel.

Lebigkeit dieser Systeme, die Einseitigkeit und Lebensfremdheit mancher Antworten, die sie auf die quälenden großen Fragen zu geben haben, verraten allzu deutlich, wieviel leichte, unfruchtbare Spreu dem Weizen ihrer Weisheit beigemischt ist. Gegenüber dem Sprühenden und Meteorhaften der neueren Philosophie mit all dem Suggestiven und Werbenden, das ihr eigen ist, geht die christliche Philosophie einen nüchternen, langsamen Weg. Steht sie deshalb an Wert zurück? Von der Erforschung der Wahrheit gilt, was der Dichter sagt: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“

Es liegt tief im Wesen der christlichen Philosophie begründet, daß sie aus der Geschichte lernt, daß sie stets ihre ererbte Weisheit in ernster Auseinandersetzung mit der Gegenwart verjüngen muß. Daher die hingebende Pflege der Philosophiegeschichte seitens der Neuscholastik. Der erste Band der Geser-Festschrift bringt diese Haltung klar zum Ausdruck. Berufene Forscher, wie Grabmann, Mager, De Ghellinck, Carreras y Artau, Ruiz del Castillo, Maréchal, Sertillanges und andere verfolgen den Verlauf der Ideenentwicklung seit den griechischen Anfängen durch Patristik, Mittelalter, Neuzeit hindurch bis auf die lebendige Gegenwart. Alle Richtungen kommen zur Sprache: Platon wie Aristoteles, Augustinus und Neuplatonismus wie Thomas und Scotus, Vertreter der Renaissance, Kant und Hegel, Bergson, Husserl, Conrad-Martius. Aktuelle Geschichtsprobleme werden in reicher Fülle behandelt: Augustins Mystik, Kämpfe um den Gottesbegriff zur Zeit Meister Eckharts, Hegels Geschichtsauffassung, Hermann Schell und Brentano, Phänomenologie und Tat, die aristotelisch-scholastische Denkrichtung in Japan, der Stand des Kausalproblems.

Es ist ein gesundes Zeichen der Neuscholastik, daß sie mehr Zeit und Kraft auf die strenge Systematik als auf die Geschichte der Probleme verwendet. Erst in neuester Zeit, nach der Überwindung des einseitigen Historizismus und Positivismus, kann man

das gleiche von der nichtscholastischen Philosophie sagen. Mit Recht hat der systematische Band der Geser-Festschrift einen weit größeren Umfang als der historische, aber er zeigt dieselbe Weite des spekulativen Feldes, dieselbe Ausgeglichenheit kritischer und dogmatischer Betrachtungseinstellung, dieselbe Aktualität in dem Aufhören auf die Forderungen der Stunde. Davon zeugen Abhandlungen über Gestalt und Ganzheitsbegriff in der modernen Psychologie, über die intuitive Erkenntnis, über den Satz vom hinreichenden Grund und die Begreifbarkeit des Seins, über die Bedeutung des philosophischen Wertproblems, über das Naturrecht im Rahmen einer religionsphilosophischen Weltbetrachtung, über die Formen des Gewissens. Ein ehrliches Bestreben, die alten Wahrheiten durch kritische Auseinandersetzungen mit den Problemstellungen und Problemlösungen der neueren und neuesten Zeit zu verjüngen, zu beleben, zu bereichern, zu vertiefen, sicherer und kritischer zu begründen, andererseits die Irrtümer, Halbheiten und Unklarheiten der Gegenwart in ihrem schillernden, berückenden Zwiellicht aufzudecken, verrät sich erfreulich oft in diesen systematischen, bohrenden Untersuchungen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Festschrift ein ermutigendes Zeichen der aufstrebenden Neuscholastik. Sie hat weiten Kreisen gezeigt, daß die Katholiken auch in der Pflege dieser überaus wichtigen, grundlegenden Kulturschicht ihre volle Kraft anbieten. Hochstehende Laien haben Verständnis für diese Leistung dadurch bewiesen, daß sie namhafte Summen zur Sicherung des Druckes beitrugen. Die glänzende Ausstattung des Doppelbandes gereicht nicht weniger der katholischen Idee und dem Jubilar wie dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern, den Wohltätern und dem Verleger zur bleibenden Ehre. Dem kommenden Geschlecht bzw. der akademischen Jugend zeigen die mühevollen, tief eindringenden Auseinandersetzungen mit den prinzipiellen, durch den Zeitgeist aufgegebenen und wiederum rückläufig das praktische reli-

giös-sittliche Leben formierenden Fragen, welch ernste, bedeutungsvolle Aufgaben ihrer harren, wenn sie im Geiste ihrer Vorgänger für die ewig alten und neuen Ideale kämpfen will.

Bernhard Jansen S. J.

Franz Michel Willam

Im Jahre 1869 starb ein Mann, dessen allzu frühes Dahinscheiden in allen Literaturkreisen Deutschlands Trauer und Bestürzung hervorrief. Es war der neunundzwanzigjährige Franz Michel Felder aus dem Bregenzer Wald, eine Künstlerpersönlichkeit von eigentümlichstem Wuchs. Er war einfacher Bauer und mußte als Blinder seine Erzählungen dem Dorfschulmeister diktieren. Aber Universitätsprofessoren hielten es für der Mühe wert, den Vorarlberger Naturdichter zu besuchen. Heute noch lebt er in seinen zahlreichen Dichtungen fort, in Werken wie „Aus meinem Leben“, „Liebeszauber“, „Reich und arm“, der gestaltungskräftige Schilderer seines Heimatvolkes, der schicksalgeschulte Weltbetrachter.

Manche Zeitwelle rann seit Felders Tod über Vorarlberg hin, ohne einen Dichter von ähnlicher Größe aufzuspülen. Wohl niemand hoffte auf einen ebenbürtigen Nachfolger des großen Künstlers, als am 14. Juni 1894 ein Enkel Felders, Franz Michel Willam, in Schoppernau seinen Lebensanfang nahm. Nur seine schwache Sehkraft mag manchmal das traurige Gedächtnis des berühmten Großvaters von mütterlicher Seite wachgerufen haben. Der Wunsch, Priester zu werden, brachte den begabten Knaben in das Vinzentinum nach Brigen, wo auch die bekannten Tiroler Dichter Br. Willram, Oberkofler, Reimichl und Kofler ihre Studien begonnen haben. Seine theologischen Studien machte er zunächst im Brigener Priesterseminar und dann an den Universitäten zu Innsbruck und Wien. Nach der Priesterweihe (1917) betätigte er sich als Seelsorger im Bregenzer Wald. Hier bereitete er sich auch auf die Prüfungen des theologischen Doktorates vor.

Bereits vor der Promotion, die im Jahre 1921 in Wien erfolgte, begann der Land-

kaplan aus angeborenem Künstlerdrang zu „dichten“, zu erzählen. Der Erfolg der „Vorarlberger Erzählungen“, die nach zwei Jahren (1923) neu aufgelegt werden mußten, spornte ihn an. Rasch folgte Buch auf Buch, teils religiöse Werke, teils Erzählungen und Romane. 1929 erhielt er vom Verlag Herder den Auftrag, zur Herausgabe eines Bibelwerkes eine Studienreise nach Ägypten und Palästina zu unternehmen. In Ägypten warf ihn eine schmerzliche und gefährliche Dysenterie vier Monate lang auf das Krankenlager. Ästhetisch-kritische Arbeiten über Sigrid Undset (im „Hochland“) hatten ihm bereits 1927 eine Einladung der großen Künstlerin nach Norwegen gebracht. Doch erst 1930 reiste er zum Dlafjubiläum dorthin. Bald erhielt er dann eine Versetzung von seinem bisherigen Seelsorgsposten nach Mäselbach.

Nicht so still und abwechslungsarm wie Willams Leben fließt seine Dichtung einher. Fast titanisch groß wächst sie aus uraltem Heimatboden. Die beobachtungsscharfe Bauernkenntnis eines Jeremias Gotthelf vereinigt sich hier mit dem zarten Lyriismus eines Gilm. Starke Auffassungskraft und urtümlich-fernige Durchgestaltung des Erfassten sind das vorzügliche Erbe seines Großvaters. Seine schönheitsdurstige Seele gräbt sich mit Vorliebe in die Bergwunder seiner Heimat. Voll schaurig-schöner Rätsel und Abenteuer wie diese Alpenwelt ist deshalb auch seine Kunst. Dem geheimnisvollen Tosen der Gebirgsbäche und dem traulichen Rauschen der Wälder ist die Sprache abgelauscht, in die er seine stimmungsfatten Erlebnisse kleidet. Aus diesem Zwischkleide, das aber doch wieder feindurchwirkte Arbeit ist, atmet die freie Bergluft, die den Bauern bei seiner Arbeit froh umweht, haucht der stille Waldodem, der unsern Ahnen einst Märchen und Volkslieder in die Seele pulste.

Doch Berg und Wald der Heimat ist nur der wirkungsvolle Rahmen, mit dem Willam seine Kunstschöpfungen farbenreich umgibt. Im Kern seiner Dichtung lagert die jahrhundertalte Seele seines Heimatvolkes mit ihrer ganzen schollenentstammten Kraft, aber auch mit all ihren menschlichen